

Vorwort

Im letzten September habe ich als Assistent des Rektors der Universität Tokio besucht neun deutschen Universitäten, Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (BMBW), Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und den Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD), um die verschiedenen Probleme der Universität in der gegenwärtigen Situation vergleichend zu untersuchen, die sind, besonders in Bezug auf Bildung und Forschung überhaupt, die Idee der Universität oder deren Verantwortlichkeit für die Gesellschaft, die klassische Idee der »Einheit von Forschung und Lehre«, die Beziehung zwischen Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft, die Selbständigkeit der Universität usw.

Insofern wir durch das Gespräch mit den Professoren und den Verwaltungsmitgliedern wissen konnten, die in den verschiedenen Dimensionen der Universität öffentlich eine führende Rolle spielen, glauben die vielen Leute, jene Humboldts Idee der Universität gelte nicht mehr in der heutigen Situation, weil tatsächlich Forschung überhaupt den Vorrang vor Bildung hat, weil besonders schon im Gebiet der Geisteswissenschaft die Spezialisierung als Professionalisierung oder höhere Berufsausbildung unmöglich geworden ist, und überdies weil wegen der raschen Zunahme der Studentenzahl und der Popularisierung der Universität die Erziehung, ganz grob zu sagen, schon nicht mehr effektiv geworden ist. Dazu könnte man natürlich noch andere Ursachen anführen: Veränderung der Berufs- und Lebensanschauung oder verschiedene Moratorien der Studenten (e. g., Verlängerung der Studienzeit, Abbruch der Ausbildung, Änderung des Faches etc.), Neigung zum Leichtereren...

Wie schon bekannt, ist es sozial-politisch problematisch geworden, nach der Vereinigung von EG die Studienzeit zu verkürzen, das Studiums- und Prüfungssystem zu reformieren und den Studenten fachgerecht und berufsmäßig auszubilden, besonders in Bezug auf die weltweite wirtschaftliche Konkurrenz. In diesem Punkt entsteht eine große Unstimmigkeit zwischen den Universitäten und den Organisationen außerhalb der Universität (BMBW, Kultusministerkonferenz, Wissenschaftsrat, Rektorenkonferenz, Wirtschaftskreis etc.). In Nordrhein-Westfalen kritisiert die Ministerin für Wissenschaft und Forschung Frau A. Brunn die Universität und die Professoren hinsichtlich des Mangels an der wissenschaftlichen Methode der Schätzung von der Lehrqualität (im Zusammenhang mit der von *Der Spiegel* sozialwissenschaftlich durchgeführten Untersuchung der Lehrqualität an den 51 Universitäten in BRD, 11. Dez. '89) und dazu an der Ehrlichkeit der Selbstkritik.

Es ist zwar sehr problematisch, inwiefern man mit der sogenannten wissenschaftlich-statistischen Methode die Qualität überhaupt objektiv-allgemeingültig schätzen kann, aber doch könnte man vielleicht nicht sagen, daß solche Methode ganz und gar sinnlos sei. Der Untersuchung von *Der Spiegel* nach wünschen die Studenten noch persönlichere und dialogische Beziehung mit den Professoren beim Unterricht in kleinen Klassen. Solche persönliche Beziehung ist zweifellos ein wichtiges Moment der Einheit von *professor* und *scholasticus*, die zu *unitas universitatis* zusammen beiträgt.

Trotz des sogenannten Vorrangs der Forschung sind die Bildung (ob berufsmäßig, ob akademisch) und deren Wirkung immer noch grundsätzlich problematisch und die

Professoren, die mindestens ich kennengelernt habe, sind sich dieser Sache erhlich tief bewußt. Denn zum Beispiel konnte *ζήτησις* oder *λογισμὸς αἰτίας* beim metaphysischen Weg zum Grund des Sokrates ohne *παιδεία* als *περιγωγὴ* der Seele überhaupt nicht sein, insofern *φιλοσοφία* wesentlich *ἐπιμέλεια τῆς ψυχῆς* bleibt. Wie Sokrates in *Phaedrus* redet, ist der »harmonische Zusammenklang der Seelen« für die Lehrer auch nicht nur wichtig, sondern auch unerläßlich, den man natürlich noch moderner und sachlicher Ineinanderspielen oder Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Individuen nennen kann. Das Lehren ist in diesem Sinne keineswegs einseitig. Ist solcher Gedanke in der Gegenwart schon altmodisch geworden? Nein. Erst mit dem Gedanken von der Rückkehr zum Nullpunkt der »Bildung« von Lehrer und Schüler kann die Universität sich selbst hinsichtlich der Bildung (nicht nur Lehre) radikal und prinzipiell kritisieren. Es geht natürlich nicht nur um sogenannte Geisteswissenschaft, sondern auch um die Naturwissenschaft. Die Annahme der Hochschuldidaktik oder die anderen Reformationen des Studiensystems könnten erst mit der philosophischen Reflexion und dem Grundgedanken von Bildung wirklich erfolgreich werden.

Nach *Kölner Universitätsjournal* (4 / 1989) warf die Ministerin von NRW die Frage auf, „ob wir uns auf Dauer die Einheit von Forschung und Lehre leisten und sie aufrecht erhalten können“. Nach der Auslegung von *Forum ‚Zukunft der Hochschule‘* (Köln, Sept. 1990) geht die tatsächliche Politik der Landesregierung „über diese Formulierung bereits weit hinaus“. Das bedeutet die Trennung von Forschung außerhalb der Universität und Lehre an der Universität. Ich weiß nicht genau, ob diese Analyse richtig ist. Aber es ist sicher, daß die regulären Haushaltsmittel für die Universität gekürzt ist und wird, und daß die Universität und die Professoren sogenanntes Drittmittel zu gewinnen versuchen müssen. In diesem Sinne bezieht sich das Problem des Finanzwesens an der Universität auf das Problem der Verantwortlichkeit für die Gesellschaft oder der Existenzberechtigung. Die Universitäten, die besonders zur sogenannten Spitzengruppe gehören, versuchen, unter Anstrengung aller Kräfte in den beiden Dimensionen von Forschung und Bildung immer noch die führenden zu bleiben.

Die Logik der Gesellschaft ist hauptsächlich politisch-wirtschaftlich, und einfach zu sagen, ist in diesem Sinne durchaus die Logik der Leistungsfähigkeit, die die Balance zwischen Input und Output effektiv halten will und sie objektiv-statistisch mißt. Deswegen sind das Problem der Verkürzung der Studienzeit oder die effektive Reformation des Studiensystems überhaupt nicht nebensächlich, sondern wesentlich für diese Logik. Es ist natürlich grundsätzlich schwierig, diese Logik zu verleugnen, insofern »ῥᾶστα καὶ κάλλιστα« eigentlich Grundprinzip unserer Handlung überhaupt bleibt. Das Wichtige liegt darin, daß die politisch-wirtschaftliche Logik der Leistungsfähigkeit nur eine Erscheinungsform von jenem Grundprinzip ist.

Sofern die Universität in einem Sinne unvermeidlich innerhalb der politisch-wirtschaftlichen Gesellschaft lebt, kann sie einerseits nicht umhin, deren Logik anzunehmen. Aber wenn man nur mit dieser Logik und deren Maßstab Nützlichkeit den sozialen Beitrag der Universität messen und ihre Existenz rechtfertigen will, wird es vielleicht unmöglich, sogenannte Unstimmigkeit zwischen Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft oder zwischen den nützlichen und den nutzlosen Fächern zu überwinden. Es gibt sicher eine neue

Entwicklung in den ecologischen, technologischen oder medizinischen Dimensionen, die hinsichtlich des Lebens und des Ethos den sozialen Beitrag der Geisteswissenschaft braucht. Damit kann man zwar über deren Nützlichkeit reden, aber doch bleibt diese Logik der Nützlichkeit immer noch nur einseitig und kurzschlieend. Darum bleibt die große Unstimmigkeit unauflösbar. Wenn es so ist, aus welchem Grunde können sich die traditionellen, aber trotzdem für nutzlos gehaltenen Fächer innerhalb der heute mit dem Begriff Nützlichkeit oder Effizienz angegriffenen Universität wirklich *positiv* erhalten, wenn die Idee Traditionalität nicht mehr gelten könnte?

Hier in diesem Punkt sollen wir uns fragen, was *unum universitatis* eigentlich ist. Seit langem war dies »unum« nichts anderes als »veritas«. Wenn man heute noch mit dieser *veritas* als der traditionellen einheitlichen Idee zufrieden sein könnte, würden die verschiedenen Unstimmigkeiten an der Universität als *communitas veritatis* prinzipiell überwunden. Aber es ist nicht *veritas ipsa*, sondern gleichsam *veritas societatis*, die die heutige Gesellschaft anerkennen kann.

Jedes Denken in jedem Gebiet kann notwendigerweise ohne »secundum veritatem« nicht zustandekommen. Aber, in der heutigen postmodernischen, polizentrischen oder polarisierten Situation, in der selbst Nihilismus in mildem Ton spricht, ist es fast unmöglich für die Idee *veritas*, immer noch als einzige einheitliche Idee als *unum universitatis* zu bleiben. Die Idee *veritas* ist zwar ohne jeden Zweifel unerlässlich, aber doch versteckt sich *veritas* vielleicht hinter den neuen leitenden Begriffen von *universitas*, die gleichsam mit deren *Warenzeichencharakter* die modernen Menschen heranziehen können, die irgendwie von etwas *entfremdet* scheinen. Abgesehen davon, ob es eigentlich gut oder schlecht ist, ist es schon neuer Versuch der Universität geworden, solche neuen Begriffe mit irgendeinem Warenzeichencharakter für Existenzberechtigung herauszufinden.

Es scheint mir heute eine Art Übergang von *veritas philosophica* zu *verisimilitudo rhetorica* zu geschehen, der möglicherweise die Universitäten entschieden zentrifugiert, diffundiert und grundlos machen mag. Ist es schon altmodisch, so zu sagen und prinzipiell *veritas* von *verisimilitudo* zu unterscheiden, weil unsere Zeit nicht mehr die der Philosophie, sondern in jeder Dimension die der Rhetorik ist und weil man die inventorischen und eindrucksvollen (meistens angenehmen) Wörter und Sätze lieber als den logisch gespannten Versuch der Systematisierung mag? Es ist zweifellos mehr wichtiger als im Strom der Menschen und Sachen stehenbleibend sich in etwas Wesentlichem zu versenken, den veränderlichen Phänomenen nachfolgend und deren Veränderlichkeit entsprechend schnell und effektiv zu denken.

Natürlich ist es wichtig, die Tatsache Veränderlichkeit als solche anzuerkennen. Ist es aber wirklich nicht nötig, sich manchmal in etwas Gründlichem zu versenken? Es braucht Zeit, um etwas Wesentliches zu denken und dazu sich selbst radikal kritisierend aufs neue mit den neuen Kategorien zu bestimmen. Braucht die Universität mit der Kraft der Selbstkritik gleichsam diese Hohe-Geschwindigkeit-Gesellschaft (high-speed-society) nicht an irgendeine Geschwindigkeitsbeschränkung als das Gewicht der Zeitlichkeit zu erinnern? Soll die Universität nicht als »Freund von lento« bleiben?

Im Wintersemester 1990 / 91 fand eine Ringvorlesung ‚Einheit und Freiheit von Forschung und Lehre — Anspruch und Wirklichkeit an der Universität‘ an der Universität zu Köln

statt. Das ist ein Versuch der Selbstreflexion und zugleich eine Form der Antwort auf die von MWF in NRW aufgeworfene Frage.

Die Selbständigkeit der Universität wird grundsätzlich mit dem Vermögen des wissenschaftlich Selbstkritisierens garantiert und bestätigt, mit dem die Universität nicht nur für akademische Forschung und Lehre, sondern auch für die anderen überhaupt in irgendeiner Form verantwortlich werden kann. Deswegen soll die Universität, wie ein Rektor uns sehr fleißig gesprochen hat, die »Belastbarkeit« für eine wichtige Tugend halten, weil die Universität die Verantwortung nicht nur für die Überlastquote der Studenten und deren Ansprüche, sondern auch für die »Kultur« überhaupt als »das Ganze der menschlichen Interessen« (einschl. des Potentiellen) und für die Mitglieder der Gesellschaft tragen soll, wenn es auch der Universität starke Zumutung sein mag. Wenn die Universität solche Verantwortung nicht auf sich nehmen wollte, wer könnte und sollte solche Aufgabe übernehmen?

Die Universität kann heute jedenfalls nicht mehr als eine geschlossene Gemeinschaft bleiben. In diesem Sinne wird auch »Offenheit« oder »Transparenz« (in ‚Wissenschaftsratsempfehlungen 1985‘) eine andere wichtige Tugend der Universität als eine Form der Selbstreflexion. Das meint aber gar nicht, die logische Spannung in der dialogischen und kooperativen Beziehung mit den anderen zu verlieren und den Zweck der Universität in *veritas societatis* im engeren Sinne einzusperrern. Mit anderen Worten soll sie ein Topos der Selbstbesinnung der Gesellschaft werden.

Um solche überforderte Verantwortung zu tragen, braucht die Universität natürlich die Freiheit als »Unbestimmtheit« oder Flexibilität für spontane, neue oder unerwartete Entwicklung der Wissenschaft. Der Text Universität muß prinzipiell immer dynamisch in sich sozusagen »unbestimmte Stellen« für die verschiedenen und kommenden Leser schließen. Die Freiheit der Universität soll grundsätzlich der Freiheit von Forschung und Lehre vorausgehen.

Aber dazu braucht sie noch eine wichtige Tugend, i. e., »Mitdenken«, sagte der oben erwähnte Rektor. Die Sache Mitdenken ist an sich nicht ganz neu, sondern in der akademischen Tradition schon gut bekannt, z. B., in der Gestalt von *διάλογος, κοινή ζήτησις*, colloquium, disputatio usw. Aber in der Tat ist das Mitdenken meistens innerhalb der kleinen Gemeinschaft durchgeführt worden, die irgendein Gemeinsames im voraus erwarten könnte. Die neue leitende Idee »Mitdenken« setzt noch erweiterte und unbegrenzte Gemeinschaft des Denkens voraus, aus der gleichsam im Ineinanderspiel von Identität und Differenz durch Wechselwirkung zwischen den Unterschiedenen irgendeine weitere und unerwartete Perspektive entstehen könnte. Sogenannte inter- oder trans-disziplinäre Zusammenforschung ist, natürlich einschließlich des Dialogs von Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft, nur ein Beispiel solches freien und offenen gemeinschaftlichen Zusammenarbeitens. Das Mitdenken als solches ist nicht nur eine Methode des neuen Versuchs der Universität, sondern auch natürlich eine existentielle Form der freien Zusammengehörigkeit in dieser lebensmöglichen Welt.

Wie denken Sie die Idee, die Verantwortung und die Zukunft der Universität? Braucht man sich den Sinn der Forschung oder der Bildung in den verschiedenen Dimensionen aufs

neue nicht überlegen?

Schließlich möchte ich mich bei allen Mitarbeitern aus meinen ganzen Herzen für die freundliche Mitarbeit bedanken, insbesondere bei Frau Prof. Ingrid Blanke (Heilpädagogik), Herrn Dr. Hans-Peter Hempel (Vertreter des Kanzlers der TU Berlin), Herrn Prof. Erwin Koller (Germanistik) und Herrn Prof. Theo Meyer (Germanistik), die ich auf dieser Untersuchungsreise oder bei meinem Aufenthalt in BRD im vorletzten Jahr kennengelernt habe, und bei Herrn Prof. Berlinger, meinem Lehrer, der sehr freundlicherweise mit dem Verlag mir erlaubt hat, seinen Aufsatz in unserem Jahrbuch nachzudrucken.

Tokio, am 2. März 1991
Kazuyoshi FUJITA